Christ & Welt/ Die Zeit | 12.01.2012

Fromm oder frei?
Ultraorthodoxe

Text: Ruth Kinet

In der Talmudschule „Lev HaThorah“ in Bet Schemesch haben Frauen nichts verloren. Als ich die Jeshiva betrete, fragt mich ein ungefähr 17-jähriger junger Mann, was ich hier suche. „Den Rabbiner Shenkolevsky“, sage ich. Der Junge schüttelt den Kopf: „Sowas gibt es hier nicht\", kontert er. Er muss mich gemeint haben, nicht den Rabbiner. Er zeigt mir den Ausgang. Ich rufe Eliezer Shenkolevsky an und der lotst mich per Telefon zu einem Seiteneingang. Dort empfängt er mich und führt mich in einen Raum, der nur mit einem Code geöffnet werden kann. Vermutlich ist er den Lehrenden vorbehalten. Ein Kopierer steht hier und ein Besprechungstisch. Die Wände sind kahl. Der Raum ist ungeschmückt. Aber hier kann man ungestört reden. Und vor allem ohne großes Aufhebens etwas Ungewöhnliches tun: eine Journalistin empfangen.

Eliezer Shenkolevsky ist Ende Vierzig, trägt einen schwarzen Anzug und einen Vollbart. Auf dem Kopf hat er eine gehäkelte schwarz-weiße Kippa. Er bezeichnet sich als religiösen Zionisten. Rabbiner Shenkolevsky ist keiner dieser Hardliner. Er ist nicht einer von denen, die im Moment viel von sich reden machen. Ungefähr zehn Prozent der 6,2 Millionen jüdischen Israelis sind „Charedim“, also etwa 600.000. „Charedi“ heißt auf hebräisch so viel wie gottesfürchtig. Die „Charedim“ legen das jüdische Religionsgesetz besonders streng aus und werden in Europa meist als „Ultra-Orthodoxe“ bezeichnet.

Bei den Charedim handelt es sich aber nicht um eine homogene Gruppe. Sie fächern sich in eine schier schwindelerregende Vielzahl von Strömungen auf. Jede Gruppierung hat ihre je eigenen Kleider- und Verhaltenscodes und auch politischen Überzeugungen. Die Spannbreite reicht von radikalen Gegnern des Staates Israel wie der Gruppe Neturei Karta über Gegner des säkularen Zionismus bis zu engagierten religiösen Zionisten.

In Bet Schemesch sind alle charedischen Strömungen vertreten. Und außerdem gibt es unter den fast 90.000 Einwohnern des Städtchens in den Judäischen Bergen 30 Kilometer westlich von Jerusalem auch noch säkulare und nationalreligiöse Juden. Die Stadt erstreckt sich über mehrere Hügel. Am nördlichen Rand liegt das in den 1950er Jahren entstandene Zentrum der Stadt und

südlich davon liegen die beiden in den 1990er Jahren gebauten Stadtteile Ramat Bet Schemesch Alef und Bet.

Im Zentrum der Stadt wohnen säkulare Israelis und Nationalreligiöse. In Ramat Bet Schemesch Bet, das in der Mitte zwischen dem älteren Ortskern und Ramat Bet Schemesch Alef liegt, haben sich die besonders strengen Charedim zusammengefunden, die Hardliner unter den konservativsten Orthodoxen.

„Hier liegt das große Problem“, sagt Eliezer Shenkolevsky. Der Rabbiner ist inzwischen in mein Auto gestiegen und dirigiert mich vom Beifahrersitz aus durch die labyrinthische Stadtlandschaft von Bet Schemesch, durch das sich viele unsichtbare Bekenntnisgrenzen ziehen. Die gleichförmigen Wohnblocks und zahllosen Kreisverkehre verwirren die Sinne vollends. „Ramat Bet Schemesch Bet ist eine charedische Siedlung und die meisten Charedim, die hier wohnen, sind Radikale“, erklärt Shenkolevsky. „Das Problem ist, dass dieser Stadtteil in der Mitte liegt. Zwischen dem überwiegend säkularen Stadtzentrum und Ramat Bet Schemesch Alef. Jedes Mal, wenn die hier Lärm machen, beeinträchtigt das die anderen drum herum.“

Rabbiner Shenkolevsky muss zurück in seine Jeshiva. Ich kehre alleine dorthin zurück, wo er „das große Problem“ sieht: Ich will ein Gefühl dafür bekommen, wie es zugeht im Zentrum von Ramat Bet Schemesch Bet. Ich will erleben, was passiert, wenn eine eindeutig säkulare Frau mit offenen Haaren durch die Straßen läuft. Aber plötzlich habe ich wieder das leichte Tremolo in Shenkolevskys Stimme im Ohr, als er mir bei unserer Rundfahrt auf der Höhe des Boulevards Rabbi Yehuda HaNasi sagte: „Hier lebt der harte Kern der radikalen Charedim“. Ich parke mein Auto dort, wo das GPS „Ramat Nof Shopping Center“ anzeigt, hole tief Luft, steige aus und gehe auf eine Heißmangel zu, in der zwei nationalreligiöse Männer arbeiten. „Wo ist hier ein Supermarkt?“, frage ich und der eine schaut mich befremdet an und zeigt mit seinem Kinn auf die andere Straßenseite. „Da!“, das ist alles was er sagt. Ich überquere die Straße, sehe nirgends einen Hinweis auf einen Supermarkt. Keine Werbung, kein Schild. Es regnet heftig. Es ist einer dieser ungemütlichen nass-kalten Tage, von denen es im israelischen Winter nur wenige gibt. Ich trage Stiefel, Hosen, eine lange Strickjacke. Alles hochgeschlossen. Alles schwarz in schwarz. Nur die Haare liegen offen zu Tage. Und die Hände natürlich. „Die werden Ihnen nichts tun“, hatte Shenkolevsky mich ermutigt. „Sie werden aber auch nicht mit Ihnen reden“.

Es ist nicht viel los an diesem verregneten Vormittag auf der

Einkaufsmeile von Ramat Bet Schemesch Bet. Ein paar Männer mit schwarzen Anzügen und Plastiktüten über ihren breitkrempigen schwarzen Hüten eilen von hier nach da. Unwillkürlich denke ich an gekochten Fisch und Essen ohne Salz. Die Menschen, die hier leben, wollen ein Leben arm an sinnlichen Reizen. Ergebnis ist ein Alltag in Schwarz-Weiß, viel schwarz, wenig weiß. Auch Schattierungen von Grau kommen vor und hier und da ein bisschen blassgrün, blassblau oder blassrosa auf den Köpfen der Frauen, die ihre Haare mit Hauben bedecken.

Schließlich finde ich den Supermarkt. Ein kleiner Laden mit schlichten Metallregalen, in denen viele Produkte im Zehnerpack angeboten werden und noch mit dicker Plastikfolie umwickelt sind. Ich suche Mineralwasser und frage eine Kundin, die ihr Kind in einem Buggy durch den engen Laden schiebt und höchstens 20 ist, ob sie weiß, wo ich es finden kann. Sie weiß es und zeigt auf die Regalreihe nebenan. Dann stelle ich mich an der Kasse an. Ich bin die Dritte in der Schlange. Die Kassiererin ist sehr blass. Sie wirkt aufgeschwemmt, sitzt mit rundem Rücken in sich zusammengefallen hinter ihrer Kasse. Sie kann nicht älter sein als 25. Mit ihrer hochgeschlossenen weißen Bluse und ihrer Perücke aus dunkelrotem Kunsthaar, im Jiddischen „Sheitel“ genannt, wirkt sie aber eher wie eine Frau um die 50. Ihre Augen sind hinter der dunklen Hornbrille kaum zu sehen. Es geht nicht vorwärts. Ihre Augen sind hinter der dunklen Hornbrille kaum zu sehen. Es geht kaum vorwärts. Ein Charedi im blau-weiß gestreiften Kaftan, wie sie die „Toldot Aharon“ und auch die „Breslover Chassiden“ unter der Woche tragen, bezahlt seinen bescheidenen Einkauf mit einer Hand voll Agoroth. Hundert Agoroth sind ein Schekel, fünf Schekel entsprechen einem Euro. Es dauert, bis sich die Kassiererin hier durchgezählt hat. Sie nimmt es kommentarlos hin. Es scheint nicht das erste Mal zu sein, dass sie so viele Agoroth in die Hände bekommt. Die Frau vor mir kauft eine grüne Packung „Wissotzky“-Beuteltee, einen Liter Milch im Schlauch und einen Topf Sesammus. „Sechchzehn dreißig“, raunzt ihr die Kassiererin auf Jiddisch zu. Sie wendet ihren Kopf mit der dunkelroten Langhaarperücke nicht von ihrer Kasse ab, schiebt sich nur kurz ihre schwarze Hornbrille zurecht und sortiert dann den Schein ein, den ihr die Kundin hinhält. Das Wechselgeld wirft sie achtlos aufs Förderband. Mich schaut sie auch nicht an. Aber sehen tut sie mich doch. Denn den Preis für Wasserflasche und Reiscracker sagt sie mir auf Hebräisch. Sie braucht nicht hinzuschauen um zu wissen, dass ich nicht eine von ihnen bin.

In Ramat Bet Schemesch Alef wohnen gemäßigte Charedim. Eliezer Shenkolevsky nennt sie „Charedim light“. Und religiöse Zionisten, von denen ein großer Teil aus den USA, Kanada und

Australien nach Israel eingewandert sind.
Südwestlich von Ramat Bet Schemesch Alef schaufeln Bagger Baugruben für das Wohnviertel Ramat Bet Schemesch Gimel aus. Der charedische Bürgermeister von Bet Schemesch, Moshe Abutbul von der Shas-Partei, will dort noch mehr Wohnraum für Charedim schaffen.

„Er vertritt überhaupt nicht die Interessen aller Bürger“, sagt Eliezer Shenkolevsky. Der Rabbiner befürwortet den Plan von Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, die Stadt in zwei Teile zu trennen. Einen für die Charedim und einen für die Säkularen und Nationalreligiösen. Aber der Bürgermeister und die anderen Charedim in Bet Schemesch und auch die radikalste Gruppe, die Sicarier, bekämpfen diesen Plan mit Nachdruck. Noch eher wären sie bereit, unter einer säkularen Stadtregierung zu leben, erklären sie. Vermutlich sind es ziemlich irdische Erwägungen, die sie zu dieser Haltung bringen. Denn finanziell ist die Gemeindeverwaltung von den Abgaben der Säkularen und Nationalreligiösen abhängig. Schließlich sind alle Charedim, die an einer Jeshiva eingeschriebene Talmud-Studenten sind und mindestens drei Kinder haben, zu 70 – 90 Prozent von der Gemeindesteuer befreit. Das ist nur eine von vielen Vergünstigungen, die der israelische Staat den Ultra-Orthodoxen zugesteht.

Wegen dieser Privilegien sind die Charedim unter den Säkularen und Nationalreligiösen nicht besonders beliebt. Als Ende Dezember ein achtjähriges Mädchen mehrfach auf seinem Schulweg von Ultra-Orthodoxen beschimpft und bespuckt worden ist, weil es angeblich nicht züchtig gekleidet war, gingen mehr als 10.000 Menschen aus ganz Israel in Bet Schemesch auf die Straße und Präsident Shimon Peres rief die Bürger Israels dazu auf, „Israel gegen eine Minderheit zu verteidigen, die den nationalen Zusammenhalt in skandalöser Weise gefährdet“. Niemand habe das Recht, ein Mädchen oder eine Frau zu bedrohen, warnte Peres. „Wir sind alle Bürger dieses Landes!“

Sarit Ramon wohnt in Bet Schemesch und ist eine säkulare Israelin. Sie selbst wurde vor anderthalb Jahren von Charedim bespuckt und beschimpft. „Als ich damals erzählte, was mir widerfahren ist, zogen die Leute eine Augenbraue hoch und scherten sich nicht weiter um die Sache. Die Lage ist schon seit Jahren katastrophal.“

Die Radikalisierung der Charedim ist kein neues Phänomen und sie beschränkt sich nicht auf Bet Schemesch. Das bestätigt auch Rabbiner Shenkolevsky. „Es hat wie eine Krankheit im Stillen

angefangen. Jetzt ist die Krankheit sichtbar geworden und die Probleme sind eskaliert. Es gibt diesen harten, gewalttätigen Kern von Charedim, die versuchen, die Normen in der israelischen Gesellschaft zu verändern und Regeln einzuführen, die nicht der Halacha (dem jüdischen Religionsgesetz) entsprechen und überhaupt nicht zur Mehrheitsgesellschaft passen.“ Es sei im Besonderen eine extremistische Gruppe unter den Charedim, die so genannten Sicarier, die versuchten, die Trennung der Geschlechter im öffentlichen Raum, in Bussen, auf Bürgersteigen und an Supermarktkassen durchzusetzen. Sie testen ihre Grenzen aus, sagt Shenkolevsky. „Am Anfang sagen sie noch höflich ‚Bitte’ und wenn ihnen keiner etwas entgegensetzt, dann gibt es irgendwann ein Schild auf dem Bürgersteig, das anzeigt, hier dürfen nur Männer gehen. Und wer sich dann nicht daran hält, dem wird mit Gewalt begegnet.“ Diese Leute forderten die israelische Demokratie heraus. „Man kann das demokratische Spiel nur mit Menschen spielen, die die Regeln befolgen. Die Demokratie muss sich jetzt verteidigen und klarstellen, welche Regeln im öffentlichen Raum gelten. Und die müssen dann durchgesetzt werden.“

Mir geschieht kein Leid an diesem verregneten Tag in Ramat Bet Schemesch Bet, wo die radikalsten Charedim der Stadt zu Hause sind. Sie wollen hier unter sich sein und ich störe sie dabei. Aber niemand nimmt davon so recht Notiz. Vielleicht ist alles eine Frage des Wetters und ich hatte einfach nur Glück an diesem trüben Regentag in Bet Schemesch.